



### Greifswalder Geschichts-Wochenkalender.

26. Februar 1756: Errichtung der Droysenschen Stiftung. — 28. Februar 1802: Rechtsanwalt und Schriftsteller Dr. Christian Gottfried Nikolaus Gesterding hier gestorben. — 1. März 1713: Durch einen großen Brand wird ein beträchtlicher Teil der Stadt eingäschert, wobei auch das Rathaus schwer leidet. — 1835: Dr. Johann Gottfried Quistorp, Universitäts-Architekt und -Zeichenlehrer, der auch die heimischen Künstler Caspar David Friedrich, Chr. Joh. Gottl. Giese, Wilh. Titel, Friedr. v. Hagenow, Ant. Heinr. Gladrow u. v. a. auszubildete, hier gestorben. — 2. März 1896: Der stadtbekannteste, angesehene Branddirektor („Raminrat“) Adolf Köthner hier gestorben. — 1922: Vertrag der Stadt mit der Obsthändlung. — 3. März 1889: Der stadtbekannteste Gastwirt Hugo Kunold führt in seinem Lokal „Akademische Verhallen“ (damals Markt 16) als erster in Greifswald „Damenbedienung“ ein unter der Zusage, daß er die „Respectabilität“ seiner Gaststätte unter allen Umständen strengstens wahren werde.

### Plattdeutsche Prediger von Albrecht Jansen.

Zur Zeit der Hanse war das Plattdeutsche selbstverständlich auch die Sprache der Kanzel, und vor Luthers hochdeutscher Bibelübersetzung hat es schon mehrere niederdeutsche gegeben. Die älteste niederdeutsche Bibel ist die wahrscheinlich 1478 in Köln gedruckte, von der auch die Bibliotheken in London und Kopenhagen ein Exemplar besitzen. Steffen Anders in Lübeck druckte ferner 1494 eine vorlutherische plattdeutsche Bibel, von der zehn deutsche Bibliotheken ein Exemplar besitzen. Zu Luthers Zeiten übertragen, aber ohne seine Uebersetzung zu benutzen, ist die „Biblia dudsch“, die 1522 in Halberstadt herauskam. An Luthers Uebersetzung lehnen sich ferner 24 niederdeutsche Bibelübersetzungen an; ihr Plattdeutsch ist aber durchaus nicht immer gut. Schon die Bugenhagen-Bibel verrät im Sachbau viel zu sehr das hochdeutsche Vorbild. (Eine genaue Uebersicht über sämtliche niederdeutschen Bibelansgaben bietet Professor Walter Berendsohn-Hamburg im „Niederfachsbuch 1927“, S. 103—104.)

Namen von plattdeutschen Predigern aus alter Zeit sind uns nur spärlich überliefert. Wenn wir von ihnen wissen, dann ist meistens eine Streitigkeit mit der Gemeinde der Anlaß; denn die damaligen geistlichen Herren drückten sich zuweilen ein wenig zu sehr niederdeutsch aus. Der Lübecker Geistliche Johannes Stricker ist uns durch sein Spiel „De dudsche Slömer“ (1584) bekannt geworden, das Otto Mensing in Kiel in neuer Bearbeitung herausgebracht hat. Literarisch am wertvollsten sind einschiedenen die plattdeutschen Predigten des um 1450 hervortretenden westfälischen Geistlichen Johannes Beghe. Radler nennt sie in seiner Literaturgeschichte „die schönsten sächsischen Denkmäler seit dem Heltand“.

In Wittenberg versammelte sich um Luther ein Kreis niederdeutscher Theologen. Der große Reformator selber konnte auch Niederdeutsch; es sind solche Briefe von ihm erhalten, und den Wittenberger Wandlern soll er zuweilen auch das Wort Gottes in plattdeutscher Sprache dargeboten haben. Als bedeutendster aller plattdeut-

schen Prediger der älteren Zeit müssen wir aber Johannes Bugenhagen bezeichnen, der außer der Bibel auch die reformatorischen Schriften des Wittenbergers ins Niederdeutsche übertrug und zu dessen



### Dischgebet.

De een hett Hunger un keen Brot,  
de anner Brot un mag nich äten;  
wi hebben Hunger, hebben Brot;  
Gott, lat den Dank uns nich vergäten!



Zeiten und unter dessen Einfluß die niederdeutschen Kirchenordnungen in Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Bremen, Pommern, Schleswig-Holstein und Hildesheim entstanden. Wie Georg Stricker ist auch Pastor Georg Barth durch literarische Werke bekannt geworden; er gab 1575 in Lübeck ein plattdeutsches Gesangbuch heraus. In Gestiracht bei Hamburg lebte ferner Johann Coß, der nicht nur durch seine Dichtung „Elias“, sondern auch durch seine Sammlung plattdeutscher Predigten (1657) unter seinen Zeitgenossen bekannt war.

Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ging es aber schnell mit dem Niederdeutschen als Kanzelsprache abwärts. Es sind uns einige Namen von Geistlichen überliefert, von denen ausdrücklich gesagt wurde, daß sie als Lezte die plattdeutsche Sprache in der Kirche anwandten. Wie schon eingangs erwähnt, verdanken andere es ihrer Grobheit, daß wir noch heute von ihnen wissen. Da war z. B. in Hachtstedt bei Schleswig ein Geistlicher Jürgen Johannsen, über den sich seine Gemeinde wegen „seines bösen ungezäumten Maultes“ beim Amtmann beschwerte. Den Bauern Rissen hatte er nämlich u. a. in der Kirche folgende Titulaturen an den

Kopf geworfen: „Richtfardige Vogel, Blootshender, Schelm, Dieb, Hondzfoth, Bernhüter, Schabhalz (räudiger Hund), Presterhater“. Noch schlimmer muß Johannes Spring gewesen sein (1628—1658), der den Namen der „dolle Pfaffe von Schepau“ erhalten hat. Seine Gemeinde nannte ihn in seiner Beschwerdeschrift „eine fast täglich verhoffene tolle und volle Sau“. Von ihm ist sogar eine Predigt auf uns gekommen. Sie ist später als Stück aus einer Traureden über Strach 32,5 unter Sackmanns Predigten geraten. Dieser Jobst Sackmann, der plattdeutsche Abraham a Sancta Clara, ist wohl von allen der bekannteste. Er war ein Zeitgenosse des erwähnten Braunschweigers Spring, mit dem er in der Art und Weise seines Auftretens auch einige Ähnlichkeit hat; aber geistig war er eine ganz andere Persönlichkeit. Das beweist schon allein die Tatsache, daß die geistvolle Kurfürstin Sophie von Hannover und der Philosoph Leibniz sich stark für ihn interessierten. Ueber Sackmanns Leben ist uns nur wenig bekannt. Unter seinem Bild, das noch heute die Kirche in Zimmer bei Hannover schmückt, steht, daß er am 13. Februar 1643 in Hannover geboren und am 4. Juni 1718 in Zimmer gestorben ist, im 75. Jahr seines Alters und im 28. seines Amtes. Sackmann war verheiratet, hatte eine Tochter; aber Frau und Kind starben vor ihm. Zuletzt litt er stark unter den Beschwerden des Alters und mußte durch einen Kandidaten vertreten werden. Seine plattdeutschen Predigten zeichnen sich durch Originalität aus; sie sind volkstümlich, anschaulich, drastisch, zuweilen auch heiter und herb. Zahlreiche Anekdoten beweisen, daß Sackmann Mutterwitz hatte. Heinrich Busse hat auf Grund von Alten Untersuchungen angestellt, ob die überlieferten Predigten auch wirklich von Sackmann stammen. Er glaubt, nicht nur verneinen zu müssen, sondern zweifelt sogar daran, daß Sackmann überhaupt plattdeutsch gepredigt hat. Fest steht freilich nur, daß Sackmanns Predigten nicht von ihm selbst aufgeschrieben worden sind; sie sind zuerst mündlich überliefert und dabei natürlich

hart ausgemüht worden. Bisse geht aber in seinen Folgerungen wohl zu weit, und Dr. Max Lindow aus Prenzlau, der auf diesem Gebiet in letzter Zeit mancherlei Untersuchungen angestellt hat, schreibt: „Die Folgerung, daß Sadmann überhaupt nicht niederdeutsch von der Kanzel gesprochen hat, lehne ich ab.“ Sadmanns Predigten sind uns durch die Veröffentlichung von Ch. S. Kleufens in der billigen Inselbücherei seit einigen Jahren leicht zugänglich gemacht.

Aus der Zeit des Pietismus sind uns wieder zwei Geistliche bekannt, die sich der alten Muttersprache bedienen. In Zapel bei Parchim hat Johann Wichmann (1705 bis 1797) gewirkt, der noch trotz seines hohen Alters wenigstens einmal im Jahr die Kanzel bestieg und den andächtigen Zuhörern, die das Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllten, das Evangelium auf Plattdeutsch auslegte. Etwa fünfzig Jahre nach ihm starb in Altona Heinrich Zeise, der als Armenprediger eingesehen hatte, daß der kleine Mann Gottes Wort nur verstand, wenn man es ihm plattdeutsch darbot. Er fing daher später an, auch seine Predigten in der alten Sprache

zu halten, und deshalb later: neben wirklich Andächtigen auch mancherlei Neugierige in seine Kirche. Zeise war damals aber nicht der einzige. 1783 schreibt jemand in der Berlinischen Monatschrift: „Ich kenne einige Dörfer Niedersachsens, wo vernünftige Pastoren, wenn auch nur stellenweise, plattdeutsch von der Kanzel reden, und das hat eine vortreffliche Wirkung, obgleich der Superintendent nichts davon erfahren darf.“

Sogar noch später hat es solche Ausnahmen gegeben. Ludwig Harms, der Begründer der Hermannsburger Mission, hat um 1850 auf der Diele seines Hauses plattdeutsche Bibelfunden abgehalten und wie sein Bruder Theodor, der sein Nachfolger wurde, auch in der Kirche plattdeutsche Predigten gehalten. Auch Johannes Paulsen in Kropp bei Schleswig wagte es noch. Von ihm stammt eine Uebertragung des Neuen Testaments und der Palmen (nach Eugenhausen) ins Neuplattdeutsche. Während des Krieges, als die niederdeutsche Bewegung stark auflebte, versuchten es zuerst Pastor Hansen auf Fellworm und Holtermann in Geestmünde, wenigstens auf Missionsfesten wieder plattdeutsch zu

predigen. Sarsen, der später nach Kropp kam, hielt auch als einer der allerersten einen ganz plattdeutschen Gottesdienst. Aus seinem „Palmbuch“ (später erschienen in Richard Hermses Verlag Hamburg) sang man auch zum ersten Mal plattdeutsche Kirchenlieder. In den Tagen nach dem Kriege darf man sogar von einer Wiedergeburt der plattdeutschen Predigt sprechen. Das Verzeichnis der Geistlichen, die plattdeutsche Predigten halten, das Pastor Lic. Walter Schröder in Steintin im „Niedersachsenbuch 1927“ (Verlag Hermses, Hamburg) veröffentlicht, weist schon 95 Namen auf, und im Jahrgang 1928 bringt er eine Ergänzung zu seiner Liste, die wiederum 18 Namen nennt. Immer neue Freunde findet der plattdeutsche Gottesdienst, und neuerdings ist sogar eine solche Predigt in Breslau gewesen, und selbst aus Amerika ist gemeldet worden, daß man auch dort das Wort in der alten Muttersprache verkündet hat. Die kirchlichen Oberbehörden, die sich anfangs etwas sträubten, haben inzwischen auch schon eingesehen, daß plattdeutsche Predigten nicht nur Gewinn für die Sprache, sondern auch für die Kirche selber sind.

## Wurans de Wischenkirl tau starwen keem. Von Friß Ottheinrich.

Von 'n langen Riklastorm schldgt 't Mirrenacht. —

Uem dei ollen Kristanjenbööm up den Stadtwall hüßt dei Nurdostform; dei drögen Telgen keemen runnertauprasseln, un dei annern Telgen, dei sich noch holln können, lüchten un brummen, wenn de Storm ehr mitnähmen wull. Als dor an dei groten Bööm nu nicks mihr astaurieten was, schmeet hei sich mirn in dei Strüker un Wischen von dei Wallbüschung. Dei atschten argerlich tau hocht un schldgen mit ehr langen Arms as unklaußüm sich rüm, dat de wille Storm man wiederlöchen müßt. Mit eenen Saß was hei äwer den Stadtgraben nah dei Bleiß rämer un as hei von dor äwer dei Rosenfallschen Wischen nah den Hottenfoll schreen wull, künn hei nit ees nich wieder, dor höll em men an den eenen Fant fast, un as hei sich argerlich umkeef, was dat dei schlanke Mine, dat Hottenfollgrabenfrollein.

„Dirn, büßt du unklaußüm“ reep hei fünsch, „Ja! mi los, ich heww keen' Lied!“

Dorbi rüttelt hei mit sin' groten, langen, schwarten Blüchten, äwerst Mine geem em nich frie un säd:

„Nurdost“, säd sei, „steig nich äwer dei Wischen, de olle gröne Wischenkirl is schlicht an 'n Kopp un tomt as verrückt. Heit will, ich sall sin' Fru warden, un hei hett mit all sinmer mit sin' ollen Wötterarms anleit un bidrängt mi, dat ich mi lum mihr rögen kann. Wenn dei Stadtlid' mi nich mankbörch ees frimaken deden, här hei mi all lang in sin oll unrendlich Berr rinnerkrägen. Un nu, Nurdost, steig nich weg! Help mi!“

„Dat will ich!“ reep de Nurdost, „dit 's jüst wat för mi! Löw man ne halwe Stunn', denn willn wi den Wischenkirl

woll kriegen!“ Dormit güng hei piel tau hocht, un bruff af. Dat was mit ees ganz kyrrig in dei Sägend, as wenn allens den Aien anhöl, un dat süs so lustige Hottenfollgrabenfrollein kröp ließig up den schietigen Stadtgrabenkirl tau, sone Angst har sei vör den Wischenkirl.

De Nurdost äwerst schmeet sich in dei Kisse un brölt un schreeg all dei Seefkirls un Seefrugens tausam un reep:

„Kamt mit! De Wischenkirl will dat lütt Hottenfollgrabenfrollein Gewalt andehn! Wi möten ehr helpen!“

Un furts brusten sei alltauhoop up un stürmten in den Bodden un in dei Wiek rinner, reeten den sulen un kommoden Ruckkirl hoch, un stürmten mit em up dei Stadt tau, dat dei Bülgan man ämmer so äwer dei Neuwers wegschldgen. Bi dei Stadt drängten sei up den schietigen Stadtgrabenkirl tau, dat de äwer so väsienen, floren Bisaul ganz wirrig würd un gägen dei Stadt anseep. Na, bi den Kristanjenwall keem sei so nu dat Hottenfollgrabenfrollein all entgägen tau lopen, sei maft furts löhrt un wiest ehr den Weg, un nu güngen mit Huln un Brusen Storm un Water up dei Wischen dal. Un dei olle gröne Wischenkirl mücht schimpen un handschlahn un günsen un weimern, dei Watergesellschaft un de Nurdost freegen em unner, un ball was nicks mihr von em tau sehn un tau hören. Doa schldg dei Klock: Geen!

Un 'n annern Morrn säden dei Schaulers in 't Gymnasium:

„Kie! Awer Nacht is Hochwater kamen, dei Wischen sünd een Seel!“

Un Börgemeister Tekmann'n sin Gorn sänn un halm vull Water, un as hei sälm dit antanketen keem, säd hei:

„De verdammigte Hottenfollgraben! Dat möt bi Gelegenheit mal ännert warden!“

Un 'n Dag dorup wiren Nurdost un dei Seefkirls un Seefrugens un de fule Ruckkirl un de schietige Stadtgrabenkirl sachten wedder aftrect, un dat Hottenfollgrabenfrollein Mine lüchert sachmäudig wedder dei Wischen längs un säd:

„So den leegen Wischenkirl hemm 't verhöpt, un heww ich min' Rauh!“

Awerst dat die' Einn' keem nah. Set säll ehr Rauh kriegen, man blots anners, as sei sich dat dacht har. Denn as sei dal ees so recht lustig un mit blanke Dagen von den Hottenfoll her nah dei Stadt rinnerlandungen keem, stünn'n an dei Eck von dei Ring- un Bleißtrat Kirls mit grote Stäweln, drei freegen ehr bi dei Clafitten un premsien ehr in en düßer Ruhr rinner, un dor müßt sei in längs lopen, un as sei nah 'ne lange Reif' endlich dei leuwe Einn wedder tau sehn freege, don föl sei uk furts den schietigen Stadtgrabenkirl in dei Arms.

Un de Wischenkirl här ehr uk nicks mihr dohn künn, den hemm sei solang Klammotten un Müll un all swat up 't Lief schmäten, bet nicks nich mihr von em tau sehn was, un wur süs Schap' un Zägen antübert wirn, späten dei Lüd' nu Tennis un Fautball un stahn Hüser un ligen Gornz, un keen Minsch denkt mihr an den grönen Wischenkirl, de dei lütt schlanke Mine von 'n Hottenfollgraben tau Fru hemm wull. —

Un wenn de Nurdost mal wedder antaubruse künn, denn höllt hei hier ämmer mal ees Pust, fickt sich verwunnertüm, schürt mit den Kopp un — huuuuuuu! hörrt hei weg, as wenn em grugen ward.

## Raff.

(Is ut dat Boof „De starke Baas“ afdrückt. Dorvon is mihr nahtauläßen unner „Ut 't Wänterschapp“. Klaas Andrees is en nedderdütschen Wenspeigel, de hellsche Knaw har un sei bi Gelegenheit uk brufen ded. Is in hollsteenssch Platt schräwen. Dei Verklorung von männig Wür' heww ich unnen angäwen. D. W.)

Gen vun'e groten Buren is dat wehn<sup>1)</sup>, dat weer so'n groten Prahlsochen. Nemmer hett he darvun rungröhlst, dat tener so schön Korn harr as he. Un wenn he up't Wefenmarkt<sup>2)</sup> mit sin hogen Wagen vull sware Kornsäc heel, denn so weer he

noch prahliger un wull ämmer mehr Geld för sin Korn hebbn. Jus frag Klaas Andrees em up'n Markt, wat he man twe Tünn Hafer vun em köpen kann. De Bure keef em wat von haben hei nerrn an — he hett ja Klaas Andrees gonni<sup>3)</sup> kennt — un sä denn: „An all un jeden verköf ik ni. It bin gewohnt, glets Geld to sehn. Un du löhst mi ni barna ut, as kunnst du glets betalen.“ Klaas Andrees, de ja wat alldagch in't Tüch gung, sä blots: „Na, denn nich!“ un gung wieder.

De annere Weef gung he wedder to Markt. Un as he man eben in'e Stadt

is, do löhst he den Buren wedder mit'n Wagen vull Korn kamen. „Sol mal still“, reept Klaas Andrees. „Pr“, seggt de Buren un treckt de Tügels an. „Wat is dat los?“ „Wat kost dat Raff, wat du dar up'n Wagen heft?“ fragt Klaas Andrees. „Dat schient nette Waar to sin.“ „Raff“, seggt de Buren, „wonehm<sup>4)</sup> is Raff?“ „Na, dütt hier“, seggt Klaas Andrees un knippt up de prallen Säc rüm. De Buren flecti siküm un dreht sik meist dat Gesicht af. He löhst awers nicks as sin sworn Kornsäc. „Dat is reinen Hafer“, reept he. „Tünnfram“, seggt Klaas Andrees un drückt mit

fin Füst depe Funken<sup>1)</sup> in'e Sack. „Kief her! So'n lichten Kram, is dat keen Kaff?“ „Du büst mull unklot“, reppt de Bur un giff de Peer de Pietich un föhrt wieder.

He is noch mar'n paar Straten wieder föhrt, do kummt em Klaas Andrees wedder na. He stellt sik blang<sup>2)</sup> Wagen un reppt: „Na, Bur, künnt wi hannein um dat Kaff?“ „Di plagt ja wull de Düwel“, gröhlt de Bur. „It segg di ja, dat is reine, sware Haser.“

„Dat kann jeder seggn“, seegat Klaas Andrees. Do mutt de Bur ja sihlholn un een Sack openmaken. „Hest Ogen“, seggat he, „denn bruk se.“ Klaas Andrees grippt ja rin in'n Sack un maglt den Haser in sin harten Füst twei. Un denn hölt he de apen Hand vör sin Mund un puust dat de Clunn<sup>3)</sup> äwer de Strat weihi un niks mehr in'e Hand nablisst. „Wat“, seggat

Klaas Andrees, „dar seggst du keen Kaff to? Segg mal, ut wat för Holt büst du sueden?“ De Bur süht sin Korn äwer de Strat weihi un verschütt de Klör<sup>4)</sup>. Denn grippt he rasch na de Pietich un jagt na'n Marktplatz. Dar sünd nu al veele Burn, de he kennt, un of veele Kooptid gaht dar rüm.

He heht noch man eben Tied hatt, de Strings vun'e Peer lostohaten un de Tiern de Decken äwertoleggan, do kummt Klaas Andrees of al. „Na, Bur“, seggat he, „mi dünkt, wi ward uns nu enig um dat Kaff.“ „Kaff? dat segg ni noch eenmal“, reppt de Bur. He süht awers, dat sik al wöter<sup>5)</sup> na eer umkiet. He is ja lang, dat dat'n Oploop geben kann un de Lüd em brüden ward un em den Pries verdarwt. „Wat“, seggat Klaas Andrees, „du wullt doch wull keen Kaff as rein

Korn verköpen? Nu kief doch her!“ Un denn ritt he mit de rechte Hand twe grote Dünnzäck wull Kurn vun'n Wagen un hölt se hoch un schürzelt se as'n Fru de Bettkissens.

Do ward ja all Lüd nischirt un kamt ja neger ran. Den Burn brickt de Angit smeet ut, wiel Klaas Andrees sin Streich em den Pries för sin schön Korn verdarwen kann. „Doop mit din Kaff“, reppt he, „loop mit din Kaff! Mehr he't di nich mitbröcht — it will d't schenken.“ „Dar heff ik niks gegen“, segg Klaas Andrees un gelht ja mit sin Korn af.

<sup>1)</sup> west. <sup>2)</sup> Wochenmarkt. <sup>3)</sup> gornich. <sup>4)</sup> wur, wo. <sup>5)</sup> Kühlen. <sup>6)</sup> nähen, künmt her von bilang. <sup>7)</sup> Schlusen un Stoww. <sup>8)</sup> verännert dei Kulür. <sup>9)</sup> weck.

## Was im Jahre 1828 in vorpommerschen Unterhaltungsblättern stand.

Ueber das Jahrmarktsgeläute.

Wenn jemand das, nicht nur in Pommern, sondern auch in anderen Städten, gebräuchliche Läuten der Kirchenglocken, vor und nach dem Jahrmarkt, zum ersten Male hören und nach der Bedeutung desselben, oder geradezu nach der ihnen Feier, fraget, welche statt habe, so pflegt man auf eine solche Frage wohl zu antworten, daß jenes Läuten der Kirchenglocken keineswegs auf kirchliche Handlungen sich beziehe, sondern vielmehr den bevorstehenden oder zu Ende gehenden — Jahrmarkt betreffe.

Es dürfte aber schwer halten, anzugeben, in wie fern dies der Fall sei. Denn es ist nicht abzusehen, wie jenes Geläute in der jetzigen Zeit und unter den gegenwärtigen Umständen mit den Jahrmärkten zusammenhänge. Sagt man, daß durch das sogenannte Einläuten der Anfang des Jahrmarktes bekannt gemacht werde, so läßt sich dawider bemerken, daß die in der Stadt nicht wohnhaften Käufer und Verkäufer daselbst, da es mehrere Tage vor dem Jahrmarkt geschieht, nicht hören, und daß, auch hiervon abgesehen, die Auswärtigen sowohl als auch die Einheimischen, welche in irgend einer Hinsicht mit dem Jahrmarkt zu thun haben, auf solche Weise zu spät auf den Anfang desselben aufmerksam gemacht werden würden. Erscheint nun auch das so genannte Ausläuten, welches, nach der gewöhnlichen Meinung, an den Schluß des Jahrmarktes erinnern soll, nicht eben so zweckwidrig wie jenes, so muß man bei näherer Erwägung doch zugeben, daß dieses nicht weniger als jenes unnötig sei, weil ja ein jeder von dem, was er von dem Anfange und dem Schlusse des Jahrmarktes wissen muß, auf eine weit zweckmäßigere Weise durch den Kalender unterrichtet wird. Nimmt man hierzu noch, daß ein Gebrauch der Kirchenglocken zu einem in keiner Hinsicht religiösem Zwecke mit der Bestimmung derselben streite und gewiß nicht nur in unseren Tagen, sondern auch vor Zeiten für unschädlich und nur, wenn auf keine andere Weise als durch jenes Geläute ein guter Zweck zu erreichen gewesen, für zulässig würde gehalten worden sein, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß das

Jahrmarktsgeläute ein Gebrauch sei, dessen eigentliche Veranlassung nicht mehr vorhanden ist, und daß diese nicht zunächst den Handel und Wandel, sondern vielmehr das kirchliche Leben betroffen habe.

Dieses dürfte auch geschichtlich bewiesen werden können, und wenn wir solches hier zu thun versuchen, so beabsichtigen wir damit nicht nur eine genügende Beantwortung der Frage um das Jahrmarktsgeläute, sondern auch eine Veranlassung zur Abstellung eines Gebrauches, welcher weder den Handel und Wandel noch das kirchliche Leben fördern, wohl aber diesem und jenem zum Aergernisse gereichen kann. —

Schon vor der Erfindung und dem Gebrauche der Glocken, welche jetzt von den christlichen Kirchen herab zum Gottesdienste rufen oder zu anderen kirchlichen und religiösen Zwecken geläutet werden, wurden (wie es besonders von den katholischen Christen auch jetzt noch geschieht) manche Feste, wie die Feste zum Andenken an die Gründung der Kirchen, und die Feste der Märtyrer und der Heiligen, nicht in allen Kirchen zu gleicher Zeit, sondern nur in den Kirchen dieser oder jener Orte gefeiert, und manche von der ganzen Christenheit zu feiernde Feste wurden doch an einigen Orten, besonders in Städten, wo Bischöfe oder andere höhere Geistliche ihren Sitz hatten, auf eine besonders feierliche Weise gehalten. Zu solcher jährlich wiederkehrenden Festfeier fanden sich nicht nur die einheimischen und auswärtigen Gläubigen in großer Zahl ein, sondern es kamen zu derselben auch Manche, denen es nicht um die Feier des Festes, sondern vielmehr um den Verkauf, und zwar anfangs besonders von Lebensmitteln, sodann aber auch von Waaren aller Art zu thun war.

Auf diese Weise entstanden die Märkte, welche auch danach, wie der Haupttheil des katholischen Gottesdienstes und dieser selbst, Messen genannt wurden, welchen Namen die größeren Märkte auch jetzt noch führen. Solche, an die gottesdienstlichen Feierlichkeiten sich anschließende Märkte wurden meistens von der Geistlichkeit begünstigt, und sie wirkte bei der weltlichen Obrigkeit den Handelsleuten nicht nur die Erlaubnis zur Haltung derselben,

sondern auch besondere Freiheiten aus, weil man meinte, daß die Märkte zur Bequemlichkeit der Festfeiernden gereichten und zu einem zahlreicheren Besuche der Feste veranlaßten. Jedoch tadelten manche Geistliche schon sehr bald solche Verbindung der Märkte mit der Feier kirchlicher Feste, weil sie mit Recht Störungen der Feier erblickten und glaubten, daß man zum Feste in keiner anderen Absicht, als um dasselbe würdig zu feiern, kommen müsse, wobei sie sich auf Matth. 21, v. 12 ff. beriefen.

Wie nun aber zuerst die Märkte an die kirchlichen Feierlichkeiten sich angeschlossen hatten und durch dieselben veranlaßt worden waren, so geschah es späterhin, da die Regierungen, ohne dazu durch die Kirche aufgefordert zu sein, Märkte anordnen, daß kirchliche Feierlichkeiten mit den Jahrmärkten verbunden wurden. Wo viele Menschen versammelt waren, sollte es auch am besonders angeordneten Gottesdienste nicht fehlen, und so kam es dazu, daß die Kirche zur Zeit der großen Märkte überhaupt und vorzüglich am Anfange oder am Schlusse derselben besondere gottesdienstliche Feierlichkeiten statt finden ließ.

Aber so lange Zeit man auch hierbei das Wort des Weisen: „Ein jegliches hat seine Zeit“ unbeachtet gelassen hatte, so sah man doch die Wahrheit desselben auch in dieser Hinsicht in späterer Zeit ein und befolgte es. Sowohl die auf diese als auch die auf jene Weise zu Stande gekommene Verbindung der kirchlichen Feste und der Märkte wurde, besonders seit der Reformation, an den meisten Orten aufgelöst, und von derselben verblieb nur in manchen Städten das Glockengeläute, welches, seitdem die Glocken erfunden und zu kirchlichem Gebrauche benützt worden waren, auch besonders bei dem öffentlichen Gottesdienste statt gefunden, und seit der Zeit also bei dem Gottesdienste, welcher zur Zeit der bezeichneten Märkte gehalten wurde, auch nicht gefehlt hatte. Dieses Glockengeläute wird noch gehört, verhallt aber vergeblich, und da es besser wäre, wenn alles, was ohne guten Zweck und guten Erfolg geschieht, unterbliebe, so kann man auch nur wünschen, daß das so genannte Jahrmarktsgeläute ferner nicht gehört werde.

## Wecker weit wat?

„Zau min' Aufrag an dei Käfers, wecker wat äwer de Bedüding von dei Zitron“ di 'ne Bierdüding weil, heww id von unsen gelührten Mitbürger, Herrn Geheimrat Hugo Schulz'n, 'ne Antwort frägen, dei woll as Upverflörung gelln kann un dorüm dei Käfers sühr willkamen sin ward. Wat de Herr Geheimrat schräwen heht, is äwerst nich blots

Ahrrief, nec, 't is uf vergänglich tan läsen, denn heht dor sprangwies' mit 'ne siene Lustigkeit un en häten spöttlich schräwen. Sowat mägen wi all äirn, un darüm fall de Herr Geheimrat nu ganz alleen dat Wort hemm. D. W.

Noch bis weit in das vergangene Jahrhundert hinein hatte sich die, dem Mittelalter entstammende, Anschauung er-

halten, daß für das Zustandekommen von Seuchen aller Art irgend ein unsichtbares, in der Luft schwebendes „Miasma“ verantwortlich zu machen sei. Es lag nahe, den Versuch zu machen, dies Miasma aus der Luft zu entfernen oder doch wenigstens unschädlich zu machen dadurch, daß man die Luft „reinierte“, wie man das nannte. So stehen zum Beispiel die Ma-

afstrate von Seuchen befallener Städte zum Schutz der Bürger auf den Plätzen und namentlich da, wo Straßen sich kreuzten, große Holzstöße anzünden, eine Maßnahme, mit deren Hilfe man das Miasma in der Luft zu zerstören gedachte. Mir ist aus meiner Kinderzeit noch erinnerlich, daß in Krankenhäusern, ebenfalls zur „Verbesserung“ der Luft, mit Essig geräuchert wurde. Eine Kohlenhaufel wurde heiß gemacht und dann Essig darauf gegossen. Die Folge war, daß in dem Krankenzimmer es jetzt zur Abwechslung einmal intensiver nach Essigsäure roch und den Anwesenden, den Kranken natürlich nicht ausgenommen, die Tränen an den Waden herunterfloßen. Es gab sogar in den Apotheken ein besonderes Essigsäurepräparat, das *Acetum aromaticum*, das sich durch einen Zusatz von allerlei wohlriechenden Stoffen von dem gewöhnlich gebrauchten Essig aus der Küche unterschied. Den sogenannten „Aromatischen“, also allerlei wohlriechenden Stoffen, traute man überhaupt hinsichtlich Reinigung der Luft und Abwehr des krankheitsregenden Bestandteils derselben viel zu. Daher kam es denn auch, daß Ärzte und Pflegerpersonal, wenn sie mit ansteckenden Kranken zu tun hatten, sich irgend ein Tuch oder einen Schwamm vor Mund und Nase hielten, die mit einer wohlriechenden Substanz getränkt waren. Für die Ärzte bestand da noch eine besondere Einrichtung, die bequemer war und sich überall hin mitführen ließ. Das war der Doktorstock. Oben auf einem gewöhnlichen Spazierstock, mit Vorliebe Bambus- oder Manillarohr, war eine Kugel als Knopf befestigt. Diese Kugel bestand aus einer runden, aus Metall verfertigten Kapfel, die aus zwei einzelnen Hälften bestand, welche von einander abgeschraubt werden konnten. Die obere Hälfte der Kapfel war siebförmig durchlöchert. Gefüllt wurde die Kapfel mit irgend welchen wohlriechenden Kräutern oder auch mit Baumwolle, die mit einer wohlriechenden Essenz getränkt war. Dann wurde die obere Hälfte wieder aufgesetzt und der Apparat war zum Gebrauch fertig. Mußte ein Arzt zu einem ansteckenden Patienten, so hielt er sich den kegelförmigen Stockknopf vor Mund und Nase, atmete also Luft ein, die mit dem aromatischen Stoff durchseht war und hatte damit, der Anschauung entsprechend, ein Mittel, sich selbst vor der Einwirkung des Miasmas möglichst zu schützen. Betrat der Arzt die Wohnung eines Patienten und sah die Nachbarn, daß er sich dabei den Stock vor die Nase hielt, so wußte man Bescheid: Da lag ein Patient an gefährlicher, ansteckender Krankheit, man konnte dementisprechend seine nachbarlichen Maßregeln treffen und vor allem den Fall

eingehender Besprechung unterziehen. Im Laufe der Zeit verlor der Doktorstock seine eigentliche Bedeutung. Man hatte doch erfahren müssen, daß bei dieser Methode, sich vor Ansteckung zu schützen, weiter nicht viel heraus kam. Indessen behielten die nachfolgenden, jüngeren Generationen der Ärzte den Kugelnstock als solchen doch noch bei, allerdings nicht mehr in der alten Form. Aus der hohlen Kapfel war mit der Zeit ein einfacher, runder Knopf aus Eisenblech oder Horn geworden. Ältere Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß früher in den Witzblättern, wenn es sich um die Darstellung eines Arztes am Krankenbette handelte, der Doktor in der Regel so abgebildet war, daß er dasaß, den Stockknopf nachdenklich unter die Nase geklemmt. Es gehörte einfach, der volkstümlichen Anschauung entsprechend dazu, daß bei irgend einem bedenkllicheren Falle der Arzt diese Pose einnahm, deren letzter Grund allerdings vergessen war. Auch der Glaube an die Wirksamkeit wohlriechender Stoffe als solcher war mehr und mehr geschwunden und hat sich schließlich nur noch in ganz bestimmten Berufskreisen gehalten.

Als ich noch ein kleiner Junge war, so Ende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, habe ich in Wesel am Niederrhein noch oft folgenden Anblick gehabt: Irgend ein Bürger oder eine Bürgerin der Stadt hatte das Zeitliche gesegnet. Der Todesfall mußte „angesagt“ werden. So erschienen denn plötzlich im Straßenbilde zwei schwarzgekleidete Männer, den Kopf mit einem sogenannten Napoleonshut bedeckt, über dem linken Arm ein weißes Katen hängend und in der Hand eine Zitrone tragend. So ausgestattet betreten sie die einzelnen Häuser und kündigten den Todesfall an. Als ich Anfang der 80er Jahre hierher, nach Greifswald, kam, fiel es mir auf, daß die zur Seite des Reichenwagens gehenden Sargträger zuweilen auch noch mit der Zitrone in der Hand einherzogen. Es war der letzte Rest der Anschauung einer lange vergangenen Zeit: Dadurch, daß man der, mit irgend welchen Krankheitsstoffen durchsehten Luft, die man einatmen muß, irgendeine wohlriechende Substanz hinzusetzt, kann man dieselbe reinigen und so denjenigen Schutz vor Ansteckung und Gefahr bereiten, die von Berufs wegen mit ansteckenden Kranken, schließlich nur noch mit deren sterblichen Resten irrendwie zu tun haben.

Auch der oben genannte Doktorstock ist, um auch das noch hinzuzufügen, nur der

Rest einer, heute geradezu grotesk erscheinenden, Methode gewesen, sich vor Ansteckung zu schützen. Wenn im Mittelalter und noch bis in die neue Zeit herin eine wirkliche Seuche herrschte, etwa der schwarze Tod, die Pest, durch die Länder wüthete, erschien der Arzt in einer ganz absonderlichen Kleidung. Man stellte sich vor: Ein aus lackiertem Stoff bestehender Mantel reichte bis auf die Füße herab und die an ihm befestigte Kapuze bedeckte nicht nur den Kopf, sondern das ganze Gesicht mit. Vorne in der Kapuze befanden sich zwei runde Löcher mit Glasscheiben verschlossen, die dem Arzt das Sehen ermöglichten. Die Hände waren ebenfalls mit Handschuhen aus lackiertem Stoff bekleidet. Lackiert war das Gewebe deshalb, damit möglichst nichts außen an der glatten Oberfläche der Kleidung haften bleiben sollte, was irgendwie als ansteckendes Moment hätte wirken können. Vor der Kapuze aber saß ein, aus Blech gefertigter, großer Schnabel, wenigstens sah das Ding so aus. Dieser Schnabel war innen hohl. Die untere Fläche des Schnabels bestand aus einem Stück Metall, das, ebenso wie die obere Hälfte des Knopfes am Doktorstock, siebartig durchlöchert war. In den Schnabel wurden nun allerlei Spezereien, besonders Zitronenschalen, Gewürznelken und Zimtrinde in feingehacktem Zustande hineingebracht. Jeder Atemzug den der, in dieser Vogelmaske sitzende, that, mußte den Schnabel passieren und wurde bei dieser Gelegenheit, wir würden heute sagen: desinfectiert. Man glaubte wenigstens, daß er es würde. Auf alten Bildern, namentlich solchen italienischer Herkunft, sieht man wohl noch solche wunderbaren Gestalten abgebildet, die wie große Vögel aussehen, mit einem gewaltigen Schnabel, großen runden Augen und einem Stab in der Hand. Ueberall aber, und das ist das wesentliche, begegnen wir, wenn auch in den mannigfaltigsten äußeren Erscheinungsformen, immer wieder dem Bestreben, sich durch das Einatmen wohlriechend gemachter Luft vor Ansteckung und Krankheit zu schützen. H. Schulz.

Jüst as id bit in 'n Druck gäwen heww, kümmt noch 'ne Taufschrift von Fru Marie Fehner'n, dei in deifilwige Kar' hängt. Dor heit dat:

„Die Erklärung ist sehr einfach: man reichte im Sommer nicht nur dem Küster, sondern besonders den Trägern, die zur Seite des Wagens schritten, je eine Zitrone, um etwaigen Geruch erträglich zu machen.“

Wecker noch 'ne anner Utdüding weitt, fall ud dat taum Besten gäwen. Otto Bobbe.

## Ut 't Bäukersdapp.

De starke Baas. Geschichten um den starken Klaas Andrees, den Keeneen smieten kunn. — Gesammelt von Johann Kruse. In farbigem Künstlerpappband Mark 2.—, in Ganzleinen Mark 2.80. Mit ganzseitigen Bildbeilagen. Eugen Diederichs Verlag in Jena. — Eine lange Reihe volkstümlicher Schwänke ist hier zusammengetragen. Sie alle haben den starken Klaas Andrees zum Helden, jenen überaus starken Bauern, dessen Heldentaten und Streiche in Niederdeutschland weit verbreitet sind und oft erzählt werden, allerdings häufig genug ohne Nennung seines Namens. So wird wohl fast jeder niederdeutsche Leser bei der Lektüre des Buches auf eine, zwei oder gar mehrere Geschichten stoßen, die er in seiner Kindheit oder später in heiterem Kreise mit Begehen einmal gehört, dann aber im Drange der Berufsgeschäfte lange wieder vergessen hat. Nun plötzlich kommen sie

ihm als alte Bekannte aus weiter Ferne in fröhlichem Gewande entgegen. Mit heller Freude wird er sie begrüßen und nun mit gesteigertem Interesse die ihm noch unbekannteren Geschichten lesen, zumal er nun weiß, daß alle diese Geschichten um den einen Mann, den gleich Eulenspiegel jagennunwobenen starken Klaas Andrees spielen. Mit der Ausgabe dieses Buches hat sich der Verlag Eugen Diederichs den Dank aller erworben, denen die Kenntnis, Pflege und Erhaltung niederdeutscher Art und Sprache am Herzen liegen. — Das Buch ist als 50. Band der Sammlung „Deutsche Volkheit“ desselben Verlages erschienen. Wenn man die verschiedenen Abteilungen dieser Sammlung überfliehet: Germanische Urzeit, Sagen und Dichtungen, Märchen und Schwänke, Germanisches Christentum, Volksbücher und Erzählungen, Volksglaube und -brauch, Volkslieder und -spiele, Perioden und Zeitwenden, Das alte Kaiserium, Der deutsche Mensch, Städte- und Kulturleben, Deutsche Stämme in ihrer Geschichte und

Neues Werden, so kann man nur dem vollständig beipflichten, was der Verlag als Zweck und Ziel dieser Sammlung darstellt, wenn er sagt: „Die „Volkheit“ versucht Brücken zu schlagen von der Gegenwart zur Vergangenheit; nicht um die Gegenwart von der Vergangenheit abhängig sein zu lassen, sondern damit sie den Impuls zu handeln in sich verstärkt und das Verantwortlichkeitsgefühl für die kommenden Geschlechter in Handlungen legt. Denn Volksein bedeutet Schicksalsgemeinschaft, die nicht nur in der Gegenwart existiert, sondern auch in Vergangenheit und Zukunft.“ — Und wenn man die Titel der bisher innerhalb zwei Jahren erschienenen 50 Bücher der „Deutschen Volkheit“ studiert, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß der Verlag seiner hohen Aufgabe glänzend gerecht wird. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, Werke aus dieser Sammlung zu besprechen, und empfehlen den Lesern dringend, sich den Katalog in den Nachhandlungen zur Einsicht vorlegen zu lassen und darnach zu wählen. D. W.